

Indogermanisch und Keltisch. Kolloquium der Indogermanischen Gesellschaft am 16. und 17. Februar 1976 in Bonn. Vorträge, unter Mitwirkung von Rolf Ködderitzsch herausgegeben von Karl Horst Schmidt. Dr. Ludwig Reichert Verlag, Wiesbaden 1977. 246 Seiten.

Mit dem Kolloquium, über dessen Akten hier zu berichten ist, setzt der internationale Fachverband der Indogermanisten eine im Jahre 1970 eröffnete Tradition fort: die Abhaltung von kleinen Tagungen, in denen ein verhältnismäßig eng begrenztes Thema von Spezialisten innerhalb des Faches für nichtspezialisierte Fachgenossen behandelt wird. Das erste dieser Kolloquien, das ebenfalls in Bonn stattgefunden hatte, war den altanatolischen Sprachen gewidmet, ein anderes – 1972 in Innsbruck – dem Albanischen. 1976 haben in Bonn führende Fachleute über die keltische Sprachwissenschaft im Rahmen der Indogermanistik gesprochen. Karl Horst Schmidt, selbst ein Keltist der vordersten Linie, hat die Tagung organisiert, das Rheinische Landesmuseum Bonn hat seinen Vortragssaal als Ort und seine Schätze als bezugsträchtigen Rahmen zur Verfügung gestellt – eine Gastfreundschaft, die einmal mehr gezeigt hat, wie erfolgreich die Bemühungen sind, mit denen die Direktoren des Museums, Harald von Petrikovits und sein Nachfolger Christoph Rüger, den Sammelplatz archäologischer Funde zu einem Treffpunkt wissenschaftlichen Interesses für Geschichte im weitesten Sinne ausgestaltet haben.

Im folgenden soll versucht werden, einem Leserkreis, dessen Interesse mehr zur Geschichte und Altertumskunde als zur vergleichenden Sprachwissenschaft orientiert ist, die Berichte und Probleme des Kolloquiums zu erläutern. Das scheint am wenigsten notwendig bei dem Beitrag von Antonio Tovar, Indogermanisch, Keltisch, Keltiberisch (S. 44–65), der – im Gegensatz zu allen übrigen – in großem Umfang historische und archäologische Argumente einbezieht: eben daraus ergeben sich aber auch einige Fragen. Zweifellos hat der Beitrag seinen Wert als kompetente Information über die Quellen und über die sprachgeschichtliche Beurteilung des Keltiberischen, das durch Inschriften unmittelbar vorrömischer Zeit aus dem spanischen Binnenland bekannt ist und dessen erste Erschließung wir eben A. Tovar verdanken (die wichtigsten frühen Arbeiten, seit 1946, jetzt in deutscher Übersetzung in: A. Tovar, Sprachen und Inschriften. Studien zum Mykenischen, Lateinischen und Hispanokeltischen [1973], bes. 124 ff. Gute neuere Zusammenfassungen: Kratylos 3, 1958, 1 ff. und in: A. Tovar, The Ancient Languages of Spain and Portugal [1961] 76 ff.). Ich selbst würde allenfalls einige Deutungen aus den noch immer recht dunklen Texten etwas vorsichtiger formulieren: daß z. B. *kantom* ein Zahlwort ('hundert'), *ekom* das Pronomen 'ich' ist und *silabur* unbedingt mit bask. *zilar* und deutsch 'Silber' zu identifizieren ist, sind Vermutungen aufgrund der Klangähnlichkeit und (noch) weiter nichts. Größere Bedenken stellen sich im zweiten und dritten Abschnitt des Vortrags ein, in denen es um die 'Bildung des Keltischen' (S. 49–56) und die 'Ausgliederung des Indogermanischen in Westeuropa' (S. 56–61) geht: hier zieht der Verf. mit einer nicht recht verständlichen Selbstverständlichkeit prähistorische und archäologische Daten heran, um sprachgeschichtliche Schlüsse daraus zu ziehen. (Die Überlegungen stehen in engem Kontakt mit dem Inhalt eines anderen Vortrags: A. Tovar, Krahe's alteuropäische Hydronymie und die westindogermanischen Sprachen. Sitzber. Heidelberger Akad. Phil.-hist. Kl. 1977.) Gelegentlich macht er sogar die Prähistoriker zu Autoritäten für die Identifikation von Sprachen: 'Die Prähistoriker scheinen sich darin einig zu sein, daß man eine wirklich indogermanisch sprechende Bevölkerung an der Nordsee und in den Gebieten Nordwestdeutschlands bereits in den letzten Jahrhunderten des 3. Jahrtausends nachweisen kann' (S. 50), 'Starke Überlieferungen in dieser (sc. der Hallstatt-) Kultur bedeuten nach den Archäologen die lange Anwesenheit von indogermanisch sprechenden Völkern in Mitteleuropa' (S. 58). Solche verallgemeinernden Zitate sind doch wohl (wenn auch gewiß nicht beabsichtigt) ein wenig ungerecht gegenüber den Nachbarwissenschaften: es gibt heute genug methodenbewusste Bodenforscher, die Töpfe nicht für Sprachmerkmale halten und die die Ausbreitung keramischer oder metallurgischer Techniken nicht mit der Ausbreitung kommunikativer Techniken, also von Sprachen, gleichsetzen. Natürlich weiß Verf. das auch, aber er steht nicht konsequent dazu: auf S. 55 sagt er richtig: '... aber wir müssen damit rechnen, daß hallstattische Kulturträger auch noch andere Sprachen als Keltisch gesprochen haben'; aber nur durch ein Komma getrennt geht die Behauptung voraus: 'Sicher ist es, daß Leute, die archäologisch zu der Hallstatt-Kultur gehörten, ›vor-gallische‹ Formen des Keltischen gesprochen haben'.

Daß ein großer Teil des Berichts von A. Tovar durch ein verbessertes wissenschaftliches Bewußtsein sowohl in der Prähistorie als auch in der Linguistik überholt ist, springt um so mehr ins Auge, als der inhaltlich nächststehende Vortrag von D. Ellis Evans mit der Feststellung beginnt (S. 67), daß man sich entscheiden muß, ob mit 'keltisch' eine Sprache bezeichnet wird oder eine Bevölkerung, die ihre Toten in Urnenfeldern begräbt. D. Ellis Evans behandelt 'The Contribution of (non-Celtiberian) Continental Celtic to the Reconstruction of Celtic ›Grundsprache‹' (S. 66–88) und meint damit nichts anderes als die früheste sprachliche Evidenz für die Vorgeschichte der Sprachen, die wir als keltische Subfamilie innerhalb des Indogermanischen zusammenzufassen pflegen. Die frühesten Quellen sind bekanntlich Inschriften aus Norditalien, Frankreich und Spanien (die der Verf. trotz der Klammer in seiner Überschrift ebenfalls beachtet) und Eigennamen aus lateinischen epigraphischen und literarischen Texten (vgl. das Standardwerk des Verf.: *Gaulish Personal Names* [1967]). Die Schwierigkeit der Auswertung dieser Quellen wird in der Darstellung des Verf. ebenso deutlich hervorgehoben wie die Unzulässigkeit, sie im Rahmen der vergleichenden keltischen Sprachforschung zu ignorieren: das Festlandkeltische bietet zu viele wichtige Daten für die Frühgeschichte der späteren keltischen Sprachen. Dabei wird nicht verschwiegen, daß zwar das Festlandkeltische die Rolle einer 'Vorstufe' des Inselkeltischen spielt (vergleichbar mit dem Gotischen qua Vorstufe der mittelalterlichen germanischen Sprachen), aber daß es nicht diese Vorstufe ist, sondern eine Sprache für sich, die mit ihren eigenen Befunden beschrieben werden muß: leichtfertige Abgrenzungen von Keltisch zum Nichtkeltischen – etwa daß eine Sprache mit *p* am Wortanfang und zwischen Vokalen nicht keltisch sein könne – blockieren eine angemessene Charakteristik von Sprachfragmenten, die aufgrund anderer Merkmale durchaus als Zeugnisse für frühes Keltisch in Frage kommen: 'in handling early Continental evidence one should not be so preconditioned by what one knows of Insular Celtic as to declare that phonological or morphological features or lexical items or sentence patterns not found in Insular Celtic are for that reason non-Celtic' (S. 77). Erst durch eine solche Emanzipation von unzulänglichen Kriterien war die richtige Be-

urteilung des Lepontischen als altkeltischen Dialekt möglich (s. vor allem M. Lejeune, *Lepontica* [1971]); ebenso läßt sich m. E. das im Westen der Pyrenäenhalbinsel bezeugte Lusitanisch beurteilen; A. Tovar hält noch immer daran fest, daß es eine 'vor-keltische' Sprache sei (vgl. z. B. *Sprachen und Inschriften* [s. o.] 181–205). Über diese grundsätzlichen Erörterungen hinaus ist der Beitrag wertvoll durch die sorgfältige Einzelbesprechung der grammatischen Eigenschaften der festlandkeltischen Reste und durch sehr vollständige Hinweise auf die neuere Fachliteratur.

Alle übrigen Vorträge befassen sich mit gut bekannten inselkeltischen Sprachen. Eine gewisse Zwischenstellung zu den vorgenannten Themen nimmt das Eröffnungsreferat von David Greene, *Archaic Irish* (S. 11–33) ein, in dem untersucht wird, welche Stellung die frühesten greifbaren irischen Sprachzeugnisse im Verlauf der Entwicklung von einem antiken Sprachzustand (ohne Synkope und Endsilbenschwund) zur alt- und mittellirischen Grammatik einnehmen. Wichtigen Aufschluß gibt hierzu, wie Verf. zeigt, neben den spärlichen früh datierten Schriftzeugnissen die Wiederherstellung 'archaischer' Texte aus den späteren Aufzeichnungen einer alten mündlich überlieferten Literatur. Eine genaue Vorstellung von der Phonologie der Frühzeit ist auf diesem Wege zwar nicht mehr zu gewinnen – über das 'klassische' Alt-Irische kommt man nicht zurück –, aber in anderen grammatischen Teilbereichen, vor allem in der Syntax, lassen sich interessante Vorstufen der späteren Regelungen ermitteln.

Die Syntax, insbesondere die Frage der Wortstellung, ist auch der Gegenstand dreier anderer Vorträge: Padraig Mac Coisdealba, *Die Syntax des Satzes im Altirischen* (S. 34–43), beschreibt die Topikalisierung im Satz durch relativsatzartige Konstruktionen; Heinrich Wagner, *Wortstellung im Keltischen und Indogermanischen* (S. 204–235), versucht, die keltische Wortstellung als unvereinbar mit der indogermanischen aufzuzeigen und damit zum Argument für außer-indogermanische Faktoren in der Genese der keltischen Sprachen zu machen; Hans Hartmann, *Das Impersonale im Keltischen und Indogermanischen. Probleme der Dominanz* (S. 159–203), behandelt ein Problem der Diathese, insbesondere das Verhältnis zwischen aktiver und passiver Verwendung unpersönlicher Verbalformen.

Gernot Schmidt, *Das Medium im vorhistorischen Keltisch. Vergleichende Untersuchungen zur 3. Person sing. und plur. des altirischen Passiv und Deponens* (S. 89–107), referiert und erweitert die in den letzten Jahren sehr lebhaft gewordene Diskussion um die Entstehung der medialen Personalendungen, insbesondere der Formen mit *-r-*, wie sie im Lateinischen, Hethitischen, Tocharischen und in den keltischen Sprachen begegnen (vgl. vor allem E. Neu, *Das hethitische Mediopassiv und seine indogermanischen Grundlagen* [1968]; C. Watkins in: *Indogermanische Grammatik*, hrsg. J. Kurylowicz, Bd. 3.1 [1969] vor allem 69–87; 160–197; H. Eichner in: *Flexion und Wortbildung. Akten der V. Fachtagung der Indogerm. Gesellschaft 1973 in Regensburg*, hrsg. H. Rix [1975] 71–103).

Eine zentrale Stellung im Kolloquium wie in dessen Akten nehmen die Vorträge von Wolfgang Meid (S. 108–131) und Helmut Rix (S. 132–158) ein, mit denen ein schon länger geführter Disput vor ein öffentliches Forum gebracht wurde. Es geht um sehr spezielle Fragen der Genese altirischer Verbalkategorien; die Streitfrage ist aber so tief mit methodischen Konzepten und mit Modellvorstellungen über die indogermanische Grundsprache verflochten, daß sie allgemeines Interesse verdient und gefunden hat. Der gemeinsame Anstoß beider Forscher ist der radikale Unterschied zwischen dem altkeltischen Verbalsystem, exemplifizierbar fast ausschließlich am Altirischen, und den Verbalsystemen anderer indogermanischer Sprachen. Meid hatte die Diskussion 1963 mit seiner Habilitationsschrift über die absolute und konjunkte Flexion des altirischen Verbums eröffnet (*Die indogerm. Grundlagen der altirischen und konjunkten Verbalflexion* [1963]), deren Thesen Rix in einer Rezension und einem Aufsatz widersprochen hat (*Die Sprache* 13, 1967, 119 ff.; in: *Festschr. J. Pokorny. Innsbrucker Beitr. zur Kulturwiss.* 13 [1967] 265 ff.; dazu wieder W. Meid, *Studia Celtica* 3, 1968, 1 ff. – Weitere Diskussion bei C. Watkins, *Eriu* 21, 1969, 1 ff.; W. Cowgill in: *Flexion und Wortbildung* [s. o.] 40 ff.). In Bonn wurde die Kontroverse weitgehend von den bis dahin zentralen Argumenten gelöst und auf die Ebene des Verhältnisses zwischen indogermanischer Einzel- und Grundsprache verlegt. Meid, der seinen Vortrag sehr allgemein 'Keltisches und indogermanisches Verbalsystem' betitelt hat, erklärt das Problem, welches indogermanische Verbalsystem dem irischen zugrundeliegt, als Scheinproblem: er hatte inzwischen – in einem Vortrag vor der Regensburger Fachtagung 1973 (*Flexion u. Wortbildung* 204 ff.) – ein Drei-Epochen-Modell für das voreinzelsprachliche Indogermanische entwickelt, eine zeitliche Abfolge von Früh-, Mittel- und Spätindogermanisch mit jeweils durch interne Rekonstruktion gewonnenen Merkmalen; und er stellt nun fest, daß man die widersprüchlichen Erscheinungen im altirischen Verbalsystem widerspruchlos auf voreinzelsprachliche Gegebenheiten

ten zurückführen kann, wenn man annimmt, daß das Irische teils früh-indogermanische Elemente konserviert habe, teils Verbalkategorien aus den späteren ursprachlichen Phasen übernommen habe: dadurch sei ein in der Genese tief gestaffelter Bestand an Formen angesammelt worden. Rix überschreibt seinen Vortrag programmatisch: Das keltische Verbalsystem auf dem Hintergrund des indo-iranisch-griechischen Rekonstruktionsmodells. Er geht davon aus, daß bis heute dem 'klassischen' indogermanischen Verbalsystem, das im Kern auf dem Vergleich zwischen Indoiranisch und Griechisch beruht, kein alternatives, von anderen indogermanischen Sprachen aus begründetes System entgegengestellt werden konnte: deswegen ist jeder Versuch legitim, einzelsprachliche Systeme – und seien sie so eigenartig wie das irische – mit jenem klassischen Ursystem zu vergleichen. Rix legt ein Kategoriensystem zugrunde, das in etwas erweiterter Form einem Entwurf von Karl Hoffmann entspricht (Münchner Stud. Sprachwiss. 28, 1970, 19 ff.) und mustert dann mit streng formulierten Einzelschritten die einzelnen Kategorien und Formkonstellationen des altirischen Verbums durch und kommt zu dem Ergebnis (S. 158), 'daß sich das keltische Verbalsystem . . . ohne unplausible Hilfsannahmen aus dem ur-idg., im wesentlichen vom Arischen und Griechischen aus rekonstruierten Verbalsystem ableiten läßt'. So begegnen sich also ein präzise theoretische Leitlinien forderndes Modelldenken strukturalistischer Observanz – bei Rix – und ein historisch empfindender, zuweilen agnostizistischer Respekt vor der Vielfalt der Daten – bei Meid. Beide repräsentieren zulässige und sogar notwendige Verhaltensweisen innerhalb der historisch-vergleichenden Sprachwissenschaft: die erstgenannte führt zu klareren, besser verifizierbaren Hypothesen; ob sie aber deshalb einen höheren Anspruch darauf hat, der historischen Wirklichkeit nahe zu sein, bleibt offen, ja vielleicht bestreitbar. Man kommt nicht an der Einsicht vorbei, daß in der historischen Sprachwissenschaft die Antinomie zwischen Systematikern und Historikern einprogrammiert ist; sie gäbe sich selbst auf, wenn sie – sei es aus Orthodoxie, sei es aus Bequemlichkeit – diesen Widerstreit dadurch behöbe, daß sie einem seiner Partner die Existenzberechtigung aberkennen würde.

Köln

Jürgen Untermann